

Alexander Deeg

Cultura verbi Dei

Ein Rückblick und Ausblick

nach 18 Monaten „Zentrum für evangelische Predigtkultur“

Alle sprechen von „Kultur“ – also auch wir. Und gründen nicht einfach nur ein *Evangelisches Predigtzentrum*, sondern ein *Zentrum für evangelische Predigtkultur*. Klingt irgendwie besser. Klingt so, als habe man den „cultural turn“ verstanden und rezipiert.¹ Klingt zeitgemäß und chic! Natürlich kann man dies der EKD und ihrem „Reformbüro“ vorwerfen. Und vielleicht steckt sogar ein Fünkchen Wahrheit darin. Dennoch: Wirklich berechtigt scheint mir der Vorwurf nicht.

Denn der Begriff *Predigtkultur* impliziert eine Behauptung und eine Zielvorgabe zugleich. Die Behauptung: (Evangelische) Predigt war und ist ein Teil der Kultur der Gesellschaft, erwies und erweist sich als kulturprägend, stand und steht im Austausch mit anderen Kulturschaffenden. Und der Anspruch: Wenn es vielleicht auch gegenwärtig nicht mehr so sein oder wenigstens so erlebt werden sollte, dann soll es doch wieder so werden, als eine Aufgabe im Reformprozess der EKD, als eine Aufgabe auf dem Weg hin zum Jahr 2017, das dafür in besonderer Weise geeignet erscheint – war die Reformation doch eine Predigtbewegung, wie es sie so in der Geschichte noch nicht gegeben hatte.

In fünf Schritten dekliniere ich diese Behauptung und diesen Anspruch durch – und spreche von KulturArbeit, Gesprächskultur, Gegenkultur, Sprachkultur und Bibelkultur.²

1 Vgl. nur Clifford Geertz, *The Interpretation of Cultures. Selected Essays*, London 1975.

2 Natürlich mag die Binneninitiale in diesen Begriffsverbindungen ein wenig maniert wirken; immerhin aber hebt sie den Kulturbegriff in den Zusammensetzungen jeweils hervor.

KulturArbeit

colere, colo, cultus

(Land) bebauen, hegen, pflegen, Sorge tragen, verehren, anbeten

Kultur hat mit Arbeit zu tun. Das steckt bereits in der lateinischen Wurzel des Kulturbegriffs, dem Verb „colere“, und das gilt auch für die Predigt*kultur*. Predigt macht Arbeit. Und dann auch noch eine Arbeit, die nicht nach einem bestimmten Schema „abgearbeitet“ werden kann und die sich nicht auf feste Bürozeiten und klare Betriebsabläufe fixieren lässt.³

Die Predigtarbeit hat ihre Analogien zur Arbeit des Künstlers: Sie funktioniert nicht ohne solides Handwerk, ist aber weit weniger planbar als dieses. Nie ist man vor Überraschungen sicher, und die eigene Kreativität spielt eine entscheidende Rolle. Darüber hinaus aber (und das macht die Predigtarbeit gegenüber der künstlerischen Tätigkeit nochmals komplexer) ist sie angewiesen auf das Wirken des Heiligen Geistes – und zwar sowohl in der Vorbereitung als auch in der Predigtperformance auf der Kanzel. Dass ein biblisches Wort zu mir als Predigerin/als Prediger oder zu den Hörerinnen und Hörern spricht, dass ein ganz und gar menschliches Wort meiner Kanzelrede als Gottes Wort gehört wird, ist weder planbar noch machbar. Genau darin aber liegen der besondere Reiz und die Verheißung der Predigtrede: Ein Mensch in seiner unvertretbaren Individualität findet in der Predigtvorbereitung und wagt in der

3 Gerade bei Studierenden erlebe ich den Wunsch immer wieder als stark (und nicht prinzipiell unberechtigt), ein klares Verfahren für die Predigtarbeit an die Hand zu bekommen – am besten ein Exerzitium, das in einigen klar strukturierten Punkten von der ersten Textlektüre zur fertigen Predigt führt. Zirkuläre Modelle, wie sie etwa von Gert Otto vorgelegt wurden und seither die homiletische Didaktik prägen (u. a. auch die von Martin Nicol und mir vorgelegte „Dramaturgische Homiletik“), erfreuen sich angesichts dieser Sehnsucht nach einem linearen Prozedere im Allgemeinen geringerer Beliebtheit.

gesprochenen Predigt ein Wort, das in der Lage ist – wie Jakobs Himmelsleiter (Gen 28,10–22) –, oben und unten, Himmel und Erde zu verbinden und die Welt in einem neuen Licht erscheinen zu lassen: „Hier ist nichts anderes als Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels!“ (Gen 28,17).

In einem Interview im vergangenen Jahr habe ich behauptet: „Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer ihre Predigten nur noch als fertige Predigten aus dem Internet ziehen würden, dann wäre das das Ende jeder (nicht nur der evangelischen!) Predigtkultur.“⁴ Es wäre das Ende einer engagierten und individuellen, persönlichen und unvertretbaren Predigtrede!

Auf den Anmeldebögen für die Termine zur „cura homiletica“, zum Predigtcoaching am „Zentrum für evangelische Predigtkultur“, stehen die Fragen: „Wie viel Zeit hätten Sie gerne zur Vorbereitung einer Predigt?“ Und: „Wie viel Zeit können Sie sich durchschnittlich tatsächlich nehmen?“ In aller Regel klaffen die Antworten auf diese Fragen weit, im Schnitt um 50 bis 100 %, auseinander. Eine echte Problemanzeige! Zur Lösung des Problems stehen m. E. zunächst die Kirchenleitungen in der Pflicht, deren einzige Aufgabe es nach evangelischem Verständnis sein muss, der Verkündigung des Wortes Gottes durch kluge administrative Arbeit Raum zu schaffen.⁵ Die gegenwärtigen Strukturveränderungen in den Landeskirchen führen hingegen vielerorts dazu, dass die Pfarrerinnen und Pfarrer immer stärker belastet werden. Die Aufgaben der Verwaltung und Organisation werden übermächtig und verteilen sich auf immer weniger Schultern. Wenn jetzt nicht wache Geister aufpassen, verliert die evangelische Kirche (ausgerechnet auf dem Weg zum Reformationsjubiläum) das, worauf sie über einige Jahrhunderte zu Recht stolz sein konnte: das evangelische Pfarramt als ein zugleich „intellektuelles“ und spirituelles Amt.⁶

4 Interview zum Thema „Predigten im Internet“, ausgestrahlt in einem Radiobeitrag im Deutschlandfunk.

5 Vgl. CA XXVIII, bes. BSLK 123, 20–124,9.

6 Vgl. zum Pfarramt als „intellektuellem Amt“ den noch immer lesenswer-

Auch die, die aus- und fortbilden, haben eine Verpflichtung. Sie kann nicht etwa heißen: Lehrt uns Methoden, mit deren Hilfe wir noch schneller und effizienter zu einer fertigen Predigt kommen, sondern vielmehr: Zeigt uns, wie wir die Arbeit an der Predigt als gewinnbringende und herausfordernde Arbeit begreifen und sie so in das Pfarrerleben einbeziehen können, dass sie zum integralen Bestandteil unserer Arbeitstage und Arbeitswochen wird! Zeigt uns, wie die Predigtvorbereitung nicht nur zu einer Belastung, sondern zu einer Ressource werden kann, zu einem Residuum eigener Spiritualität und einer Fundgrube kreativer Einfälle! Lehrt uns – steil gesagt – das Leben aus dem Wort! Und leitet uns an zu einem Pfarramt, in dem nicht irgendwann am Samstag noch schnell eine Predigt „gemacht“ werden muss, sondern die Predigt aus den Geschäften und aus der Ruhe (!) der Woche heraus wächst!

Nicht zuletzt sind die Predigerinnen und Prediger selbst herausgefordert – zu einem Leben, aus dem das biblische Wort ebenso wenig wegzudenken ist wie die aufgeweckte, kulturell und politisch offene, engagierte und kritische Zeitgenossenschaft und zu dem daher Entdeckungen gehören: Immer wieder erschließt sich die Bibel neu und die Weltwirklichkeit überraschend in ihrem Licht; immer wieder aber erweist sich die biblische Botschaft auch als widerständig, als Feind, mit dem zu ringen ist, wie Jakob rang mit dem merkwürdigen Gegner im Kampf der Nacht (Gen 32,23–33).

ten Beitrag von Albrecht Grözinger, Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, 2., durchgesehene Auflage, Gütersloh 1998, 141 (vgl. insg. 134–141: „Das Amt der Erinnerung – Überlegungen zum künftigen Profil des Berufs der Pfarrerinnen und Pfarrer“); vgl. auch meinen Beitrag Pastor legens. Das Rabbinat als Impulsgeber für das evangelische Pfarramt, in: PTh 93 (2004), 411–427. – Entscheidend wird es sein, das Pfarramt in den kommenden Jahren so intensiv wie irgend möglich mit seinen genuinen Aufgaben auszufüllen und es dort zu entlasten, wo andere Professionen pfarramtliche Tätigkeiten weit besser und effizienter erledigen können. Entsprechende Ansätze werden etwa in den Kuratoren-Diensten einiger Landeskirchen bereits erprobt.

Doch selbst wer so leben könnte, würde das Predigtmachen als Arbeit empfinden. Das ist sie und wird sie bleiben. Schlimm ist das nicht. Man darf einer Predigt den Schweiß schon anmerken, den sie gekostet hat. Das bedeutet nicht, dass Pfarrerinnen und Pfarrer zu Beginn ihrer Predigt jeweils erst einmal eine weitschweifige *captatio benevolentiae* formulieren und erklären, warum dieser Text ganz besonders schwierig und die homiletische Aufgabe so riesengroß war, um hernach umso mehr gelobt zu werden. Es bedeutet aber, als Einzelne/als Einzelner vor anderen zu stehen – mit Worten, für die ich eintrete, mit fertigen oder auch einmal reizvoll unvollendeten Gedanken, an denen andere weiterbauen können, mit Antworten oder auch mit Fragen, die andere herausfordern. Übrigens: Keine Predigt muss 15 oder gar 20 Minuten dauern, wenn ich vielleicht nur vier Minuten lang wirklich etwas zu sagen habe.

Gesprächskultur

*„Kultur – ein ausgezeichnete Raum symbolischer Ordnungen [...],
der sich in und durch Kommunikation konstituiert.“⁷*

Kultur gibt es nicht ohne Kommunikation. Sie hat mit Darstellung und Austausch zu tun, mit Symbolen und Ritualen. Gegenüber einem arretiert-ontologischen Kultur-Begriff, wonach Kultur etwa als umgrenzter und bestimmbarer Fundus von Traditionen oder als Ensemble menschlicher Hervorbringungen begriffen würde, haben die Kulturwissenschaften grundlegend die kommunikative Dynamik des Kulturbegriffs im Blick.⁸

7 Mike Sandbothe, Medien – Kommunikation – Kultur. Grundlagen einer pragmatischen Kulturwissenschaft, in: Matthias Karmasin/Carsten Winter (Hg.), Kulturwissenschaft als Kommunikationswissenschaft. Projekte, Probleme, Perspektiven, Opladen 2003, 257–271.

8 Vgl. dazu nur Hubert Knoblauch, Art. Kultur, in: Wilhelm Gräb/Birgit Weyel (Hg.), Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 126–136, 128 f.

Dynamisch ist auch die Predigt – und als solche ein Ereignis der Kommunikation. Wer immer meint, man müsse nur „die Botschaft“ irgendwie „herüberbringen“ oder „herunterbrechen“, hat m. E. nicht ansatzweise verstanden, worum es in der Predigt geht. Die Arbeit wäre dann noch nicht einmal begonnen. Denn erstens *haben* wir die Botschaft nicht, und zweitens gibt es die Botschaft niemals ohne die, die sie hören und die von ihr reden.

(1) Natürlich geht es in evangelischer Predigt um das *Evangelium* von Jesus Christus. Martin Luther meinte in der 62. seiner 95 Thesen: „Der wahre Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium von der Herrlichkeit und Gnade Gottes.“⁹ In der polemischen Zuspitzung gegen die vielen anderen Schätze, auf die die Kirche stolz war und die sie meinte, verwalten zu dürfen, hat Luther einen wahren, aber doch problematischen und missverständlichen Satz gesagt. Denn mit dem „Schatz des Evangeliums“ verhält es sich anders als mit anderen Schätzen, die Menschen „besitzen“. Er ist da und entzieht sich doch zugleich. Er ist da in einer Person, in Jesus Christus, und gehört hinein in die Kommunikation mit ihm: „Wenn ihr bleiben werdet an meinem Wort, so seid ihr wahrhaftig meine Jünger ...“ (vgl. Joh 8,31). Und er ist da in einem Geschehen, von dem erzählt werden kann und immer neu erzählt werden muss. Die Evangelien sind Beispiele dafür: „Anfang des Evangeliums von Jesus Christus“, so beginnt das Markusevangelium (Mk 1,1), um dann zu erzählen von Worten und Taten Jesu, von Leben, Tod und Auferstehung. Bis am Ende die „frohe“ Botschaft zu Zittern, Entsetzen und Furcht führt (Mk 16,8) und wir neu lesen und neu fragen müssen, was das Frohmachende an dieser Botschaft sein kann. Wir „haben“ das Evangelium nicht – und jede begriffliche Arretierung („Es geht um die Rechtfertigung des Sünders aus Glauben durch Christus“) erfüllt zwar den Zweck dogmatischer Klärung, aber noch längst nicht den Zweck, der frohen Botschaft eine angemessene Sprachgestalt zu

9 WA 1, 236: „Verus thesaurus ecclesie est sacrosanctum euangelium glorie et gratie dei“.

geben.¹⁰ Wir „haben“ das Evangelium nicht – und können's doch nicht lassen, immer neu davon zu reden (vgl. Apg 4,20). Das ist die eigentliche Crux der Predigtarbeit, der Beginn einer unabschließbaren Arbeit an der Sprache und der Eintritt in ein *perpetuum homileticum* und *hermeneuticum*: Wir müssen reden und können's nicht greifen, wir suchen Worte und finden nicht die richtigen; „... ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, weil ich von Jesus Christus ergriffen bin“ (Phil 3,12).

(2) Weil es *das Evangelium* nicht einfach als Wort oder Satz gibt, gehören notwendig diejenigen dazu, die davon reden, und diejenigen, die zuhören und davon ergriffen, verwandelt, entsetzt, verstört werden. Ohne die Engel, die den Hirten auf dem Feld von Bethlehem erscheinen, gäbe es das Evangelium nicht. Und auch nicht ohne die Hirten, die aufbrechen, das Kind sehen und dann das Wort ausbreiten, „das zu ihnen von diesem Kinde gesagt war“ (Lk 2,17).

Um Luthers Metapher nochmals aufzugreifen: Wenn der „wahre Schatz der Kirche“ das Evangelium ist, dann sind Predigerinnen und Prediger im besten Fall Schatzsucher – gemeinsam mit den Hörerinnen und Hörern. Im jüdischen Kontext wurde eine vergleichbare Metapher vor einigen Jahren verwendet, um die Hauptaufgabe eines Rabbiners/einer Rabbinerin zu beschreiben. Er oder sie sei nicht mehr, aber auch nicht weniger als ein „search leader“, jemand also, der mit der Gemeinde unterwegs ist auf der Suche nach der Wahrheit in den Worten, nach Gott in den Buchstaben und in den Geschehnissen dieser Welt.”

10 „Die Predigt ist evangelische Predigt im qualifizierten Sinne, wenn sie die von Gott in Jesus Christus begründete Rechtfertigung des Sünders verkündet“, so schreibt Birgit Weyel (dies., Art. Predigt, in: Wilhelm Gräß/Dies. [Hg.], Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 627–638, 627) – und führt diese dogmatische Fundamentalbestimmung dann im Blick auf die homiletische Kommunikation weiter, ohne die sie leer bliebe (vgl. a. a. O., 628).

11 Vgl. Meir Ben-Horin, The Post-Synagogue Synagogue II. Sermons and the Search, in: CCAR.J 89 (1975), 56–59, 58.

Seit dem 17. Jahrhundert wird das griechische Wort „homilein“ als Wurzel für die Predigtlehre, die Homiletik, verwendet. „Homilein“ meint bekanntlich zunächst „sich unterreden“. Die unabgeschlossene Wechselseitigkeit steckt schon in diesem Begriff und macht jede Austeilungsstruktur der Predigtrede von vornherein unmöglich. Es gibt nicht die, die haben und kennen und wissen, einerseits und die anderen, die fragen und suchen, andererseits.¹² Predigen gehört hinein in die Kommunikation und führt zur Kommunikation – untereinander und mit dem, der von sich sagt, er sei der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6).

GegenKultur

„... und stellt euch nicht dieser Welt gleich ...“

(Röm 12,2)

Charles Campbell hält die Predigt für ein närrisches Geschäft, für vollständigen Irrsinn.¹³ Ich denke, er hat recht. Predigtkultur erweist sich notwendig auch als GegenKultur – inmitten der Kultur, in der wir leben. „Salz der Erde“ sind wir (Mt 5,13) – und sollen damit die Suppe dieser Welt verändern. Wenn wir nur ein wenig heißes Wasser sind, das wir in die Suppe gießen, dann verdünnen wir lediglich einen immer geschmackloser und dünner werdenden Brei. Salz sollen wir sein – das allerdings umgekehrt auch nicht dort seine Funktion erfüllt, wo es ordentlich abseits der gesellschaftlichen und weltlichen Suppe existiert, sondern allein dort, wo es sich hineinbegibt in die Suppe – mit dem unvermeidbaren Risiko, sich zu verändern, und der Chance, gerade so der Suppe der Welt einen neuen Geschmack

12 Vgl. auch Birgit Weyel, die schreibt: „Die Predigt ist in formaler Hinsicht ein Monolog. Rhetorisch ist sie allerdings als Gespräch mit dem Hörer zu gestalten“ (a. a. O. [Anm. 10], 628).

13 Vgl. die beiden oben in diesem Band abgedruckten Beiträge von Charles Campbell.

zu geben.¹⁴ Indem wir den Un-Sinn in der Gesellschaft entlarven, weisen wir auf den Sinn hin, den Gott dieser Welt verleiht.¹⁵

In dieser Aufgabe steht auch die Predigt: Sie ist wahrnehmbar anders und doch mittendrin. *GegenKultur* nicht jenseits, sondern mitten in der Kultur. Und das heißt konkret:

- Es geht in der Predigt um kantige Anstößigkeit, nicht um geschliffene Glattheit. Wo ich einen Verkäufer von Heizdecken auf einer Kaffeefahrt und einen smarten Anlageberater rhetorisch nicht mehr von einem Prediger/einer Predigerin unterscheiden kann, läuft etwas schief. Es gibt eine gewisse Tendenz innerhalb der Kirchen, sich den ökonomisch erfolgreichen Rednern rhetorisch anzunähern. Das ist sicher verständlich – und natürlich kann ich von jeder Rede, die mich fasziniert, auch etwas lernen. Aber Predigt ist nicht „Werbung“, und als Predigerinnen und Prediger sind wir nicht die Verkaufsagenten eines Produktes. Ein Ablass lässt sich verkaufen, das Evangelium nicht! Wir sind vielmehr die, die sich annähern an eine große und bleibend fremde Botschaft; wir sind die, die mit der Gemeinde suchen, staunen und stammeln, fragen und zweifeln. Wir stellen infrage, was wir in der Gesellschaft wahrnehmen, und werden zum „Narren“, wie Charles Campbell sagt. Stolperstein ist die Predigt auf jeden Fall eher als Öl im Getriebe.
- Es geht in der Predigt um Leidenschaft inmitten der Coolness unserer Gesellschaft. Zum notwendigen Erwachsenwerden eines Menschen scheint es in unserer Gesellschaft (leider) zu gehören, das Staunen zu verlernen. Wie ein Kind mit offenem Mund und weit aufgerissenen Augen dazustehen, sieht nicht

14 Schlagwortartig lässt sich sagen: Sowohl „Kulturkampf“ (als der Versuch, der Antithese von „Kirche“ und „Kultur“ Raum zu geben) als auch „Kulturprotestantismus“ (als der Versuch einer Synthese von Kirche und Kultur) sind auf spezifische Weise zum Scheitern verurteilt.

15 Vgl. zu Verständnissen von „Kultur“ als Sinn- bzw. Symbolsystem Knoblauch, a. a. O. (Anm. 8), 130.

nur dämlich aus, man hat es sich (spätestens in der Pubertät) gründlich abgewöhnt. Schade eigentlich! Denn Aristoteles war der Meinung, dass das Staunen der Anfang der Wissenschaft sei.¹⁶ Und mit durchaus vergleichbarem Recht könnte man sagen, dass auch der Anfang des Glaubens mit dem Staunen zu tun habe. Mit dem Staunen über einen Gott, der einem uralten Ehepaar noch einen Sohn schenkt (Gen 21,1–7), der sich das kleinste unter den Völkern erwählt (vgl. Dtn 7,7), der als jüdischer Junge unehelich zur Welt kommt und verlassen am Kreuz stirbt. Wenn das alles nicht zum Staunen ist, was dann? Aber es geht ja weiter: Es ist ein Gott, der auch uns erwählt, der uns in alten biblischen Worten begegnet, im Gestammel unserer Verkündigung, im Brot und im Wein. Wir aber leben in einer coolen Welt. Allzu viel Leidenschaft ist kindisch, allzu viel Staunen erst recht! Aber wo Predigt nicht aus dem Staunen geboren wird, da geht sie vorbei an dem, was Gott tut. Freilich: Zur Leidenschaft der Predigt gehört nicht nur das Staunen, sondern gehören auch ganz andere Gefühle: der Ärger, weil Er sich eben doch nicht zeigt, die Verzweiflung, weil es anders kam, als wir hofften, die Niedergeschlagenheit, weil Er schon so lange abwesend scheint. Aber auch darüber sollte die Predigt nicht allzu cool hinweggehen, sondern voller Leidenschaft flehen und klagen: „Ach, dass du den Himmel zerrissest und führest herab ...“ (Jes 63,19). Nicht verwechselt werden darf diese homiletische Leidenschaft mit einem künstlich zur Schau gestellten Kanzelpathos. Die Hörerinnen und Hörer merken schnell, wo jemand seine eigenen Worte bedeutungsvoll aufbläht oder wo echte Leidenschaft im Spiel ist.

– Nicht zuletzt geht es in der Predigt um eine knappe Sprache inmitten der Wortflut. Wahrscheinlich lesen wir in unseren Tagen mehr Worte als je zuvor in der Geschichte der Menschheit. Am Handy, am Bildschirm und durchaus auch immer noch in

16 Vgl. Ekkehard Martens, Vom Staunen oder: Die Rückkehr der Neugier, Leipzig 2003, 33–50.

Büchern und Zeitschriften. Gleichzeitig hören wir Worte aus dem Fernseher und aus dem Radio, per Skype, am Handy oder ganz klassisch am Telefon – ein ständiger Strom von Kommunikation, eine Flut von Worten.¹⁷ Wer inmitten dieser Flut *das* Wort auszurichten hat, der braucht dazu nicht unbedingt viele Worte zu machen, um damit vermeintlich den Wortschwall von außen zu übertönen. Im Gegenteil: Es ist die Aufgabe der Predigt, inmitten der eigenen Worte vor allem einen Raum zu schaffen, in dem das andere Wort hörbar werden kann. Predigt ist nicht Lyrik – aber wie die Lyrik verknüpft und verkürzt, um der Imagination der Lesenden Raum zu geben, so scheint es mir auch die Aufgabe der Predigt zu sein, „brevitas“ asketisch einzuüben, um so ihm selbst das Wort zu überlassen.

Wenn Jesus zu seinen Jüngern sagt: „Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird in das Ohr, das predigt auf den Dächern“ (Mt 10,27), dann ist das die Aufforderung, das Evangelium *öffentlich* laut werden zu lassen. Mir erscheint die Frage danach, wie wir mit unserer Predigt den öffentlichen Raum „besetzen“ – vorsichtiger gesagt: (wieder) erreichen können –, eine der entscheidenden Fragen für die evangelische Predigt der Gegenwart.¹⁸

17 Vgl. nur das launige Buch von Nicholas Carr, *Wer bin ich, wenn ich online bin ... und was macht mein Gehirn solange? Wie das Internet unser Denken verändert*, München 2010.

18 Im Dezember 2010 startete das „Zentrum für evangelische Predigtkultur“ eine Aktion zur „Predigt auf den Dächern“ – in Anlehnung an dieses Bibelwort. Es geht dabei um kreative Projekte, die Predigt in den öffentlichen Raum zu tragen. Ergebnisse werden im Heft zum Reformationstag der EKD 2011 veröffentlicht werden.

Sprachkultur

*„Sprache ohne Sprachkultur
ist für mich etwas Monströses.“
(Harald Weinrich)¹⁹*

Kultur und Sprache sind untrennbar.²⁰ Und so ist auch die Predigt-Kultur eine Weise der Sprachkultur. Hoffentlich. Ich wurde in einigen Interviews in den vergangenen Monaten als Leiter des Zentrums für evangelische Predigtkultur immer wieder gefragt, worin ich denn die Probleme der gegenwärtigen Predigtkultur sehen würde (erstaunlicherweise zeigten sich Journalisten vor allem daran interessiert). Meist begann ich dann anders und lobte die Predigt, erinnerte an deren Beliebtheit und die vielen Möglichkeiten, die in ihr liegen. Manchmal aber ließ ich mich hinreißen und benannte auch Probleme gegenwärtiger Predigtrede. So gleich in einem ersten größeren Interview für DIE ZEIT, bei dem am Ende leider von meinem Lob der Predigt wenig stehenblieb, dafür aber viel Kritik abgedruckt wurde.²¹ Damals habe ich von der Erwartbarkeit und Ödnis vieler Predigten gesprochen und neben unnatürlicher Mimik, vorhersehbarer Gestik vor allem die Floskelhaftigkeit der Sprache erwähnt. Es ist pädagogisch nicht besonders ermutigend, mit einer Negativliste zu beginnen, sachlich richtig erscheint es mir aber noch immer. Es gibt sprachliche Mutlosigkeit auf den Kanzeln – und wer sich je aufgemacht hat, die im Internet greifbaren Predigten zu einer bestimmten Perikope zu lesen, kennt wahrscheinlich das Ge-

19 Harald Weinrich, in: DIE. Zeitschrift für Erwachsenenbildung, Oktober 2001, greifbar unter <<http://www.die-bonn.de/zeitschrift/42001/gespraech.htm>> [Zugriff vom 13.1.2011].

20 Vgl. dazu auch Frithjof Rodi, Art. Kultur I. Philosophisch, in: TRE 20 (1990), 176–187, 183 f.

21 Vgl. DIE ZEIT vom 26.11.2009: „Raus aus der Jesuskurve“, greifbar unter <www.predigtzentrum.de>.

fühl zunehmender Müdigkeit und Lustlosigkeit. Es gibt Floskeln, die kanzeltypisch sind („Kennen wir das nicht alle?“; „So ähnlich wie bei [Jesaja, Paulus ...] ist es auch bei uns ...“), und ebensolche Sprachformen (etwa die Modalisierung der Redeweise: „Wir dürfen wissen/glauben/erkennen ...“ etc.). In evangelischen Predigten begegnet darüber hinaus ein protestantischer Jargon der Unbestimmtheit und vermeintlichen Offenheit („ein Stück weit“; „Ich will Sie einladen ...“). Unser Problem ist, so scheint mir, nur noch teilweise die dogmatisch korrekte, aber abstrakte Sprache; viel problematischer ist die Floskelhaftigkeit, die verhindert, dass es dazu kommt, kritisch und konstruktiv nach einer Sprache zu fragen, die in ihrer Form dem Inhalt entspricht.

Nur ein Beispiel: Wilfried Engemann hat bereits vor einigen Jahren auf die Problematik der Geschenk-Metapher in unseren Predigten hingewiesen, die nicht selten einen versteckten Imperativ transportiert: „Gott schenkt uns seine Gnade. Wir müssen das Geschenk nur annehmen.“²² – Wer so redet, plappert Formeln nach, anstatt zu fragen, was das eigentlich bedeuten soll. Er meint vielleicht, das Evangelium als Frohe Botschaft zu verkündigen, schiebt den Hörenden in Wirklichkeit aber nur einen in seiner Unbestimmtheit unerfüllbaren Imperativ zu.

Kritischer müssten Predigerinnen und Prediger werden (und ich schließe mich selbst mit ein, bemerke doch auch ich immer wieder – vor allem durch die Kritik anderer –, wie ich eigenen Lieblingsformulierungen und Klischees verfall). Kritischer, um nicht einfach zu wiederholen, was schon immer gesagt wurde. Kritischer, um nicht einfach zu meinen, wir „haben“ die Sprache schon längst. Kritischer, um uns immer neu auf den Weg zu machen.

Ein Vorbild könnte Paulus sein. Christian Lehnert, der Wittenberger Schriftsteller und Theologe, der andernorts in diesem Band

22 Vgl. Wilfried Engemann, Einführung in die Homiletik, Tübingen/Basel 2002, 42–44.

bereits zu Wort kommt,²³ hat Paulus als einen Menschen auf der Suche nach Sprache beschrieben. Lehnert schreibt: „Die Briefe des Paulus bezeugen ein hartnäckiges Ringen um Sprache. Unbeholfen, mal sprudelnd, mal stammelnd ist sein Griechisch. Wenig ist vorgeprägt. Der Autor muss sich selbst in die Geheimnisse seiner Glaubenserfahrungen hineinsprechen. Erst so werden sie wirklich. Es ist ein Denken und Wahrnehmen im Entstehen. Dabei musste sich Paulus nicht nur die Grundlagen seines Christus-Verständnisses erschreiben. Er musste neu finden, was Raum und Zeit sind, was der Mensch ist und was seine Selbstwahrnehmung bedeutet – *alles* war verändert.“²⁴

Nun können wir als Predigerinnen und Prediger nicht immer so tun, als redeten wir in dem heroischen Moment, in dem das weite Feld der Sprache noch völlig unbetreten vor uns liegt. Wir setzen nicht die ersten Spuren. Aber hilfreich wäre es doch wenigstens, sich gelegentlich einmal sprachlich „heimatlos“ zu fühlen. Den Versuch zu unternehmen, einmal so zu formulieren, wie wir noch nie geredet haben. Die Floskeln und Klischees, die verbrauchten Metaphern hinter uns zu lassen – und neue Wege zu wagen, von denen wir vielleicht selbst überrascht werden.

Natürlich: So etwas ist risikoreich – für mich und für die Gemeinde. Es kann gelingen oder scheitern. Aber aufregend und verheißungsvoll ist dieser Weg allemal!

23 Vgl. Christian Lehnert, Der Apfelbäume horizontale Sehnsucht.

24 Christian Lehnert, Nur ein Augenblick noch. Meine Freude an Paulusbriefen, in: GPM 64 (2008/2009), 134–142, 136.

BibelKultur

„... das heilige Buch ...
 ein portatives Vaterland“
 (Heinrich Heine)²⁵

Bei all dem Anspruch, bei all den Schwierigkeiten, bei all der Arbeit und all den Mühen der PredigtKultur – es gibt doch eine große Entlastung für die, die zu predigen haben: die Worte, Bilder und Geschichten der Bibel. Ich konnte es noch nie verstehen, wenn Homiletiker behaupteten, dass die Bibel mit ihren alten Texten doch das eigentliche Problem der Predigt sei. Wie soll ich denn zeigen, so fragen sie, inwiefern Paulus heute noch relevant ist und was die Geschichte der Aqeda mit uns zu tun haben könnte? Meine eigene Erfahrung lief immer umgekehrt: Welch faszinierender Reichtum steckt doch in diesen (zugegeben) alten Texten! Wie herausfordernd fremd erscheinen sie – und doch zugleich so nahe, dass ich mich darüber wundere, dass manche immer noch auf den „garstig breiten Graben“ starren, der m. E. doch viel eher ein akademisches denn ein gemeindliches Problem ist!

Wir haben nicht nichts. Gott sei Dank! Wir stehen auf einem Boden, dem Boden der Bibel. Dass dieser trägt, ist *die* große Erfahrung der Reformation – und könnte in den nächsten Jahren auf dem Weg zum Reformationsjubiläum 2017 in vielen leidenschaftlichen, lustvollen und mutigen Predigten eingeübt werden!

25 Heinrich Heine, Geständnisse, in: Ernst Elster (Hg.), Heinrich Heines sämtliche Werke, Bd. 6, Leipzig o. J., 58.